

Liebe Freien Frauen, liebe Grossmütter der Grossmütterrevolution

Herzlichen Dank für Ihre Einladung, eine Einladung der Freien Frauen im Alter... Da klingt ja das heutige Thema bereits an, wird doch Frei-Sein und Unabhängig-Sein oft gleichbedeutend verstanden. Wie Sie wissen, hat zum Thema: Autonomie im Alter die Frühlingstagung der Grossmütterrevolution im Schwarzenberg stattgefunden. Heute nun: Wie weiter mit der Selbstbestimmung im Alter... Offensichtlich ist das ein bewegendes Thema, das der Rede wert ist.

Ich verstehe meinen Auftrag so: Ich soll Ihnen als Philosophin einige Gedanken zu diesem Thema „Selbstbestimmung“ vorlegen, quasi „Autonomie“ erst zu problematisieren, um dann kontrovers gemeinsam zu diskutieren und eigene Ideen und Vorstellungen weiterzutreiben. Zum Auftrag gehört auch, dass ich mich in den Denk-Traditionen von Frauen umschaue und Ihnen gewisse Ideen von Vordenkerinnen präsentiere. Ich möchte mich in meinen heutigen Ausführungen in drei Fragmenten annähern. In einem ersten Zugang will ich die Entwicklung der Autonomie, also der Selbstbestimmung nachzeichnen, wie sich dies für Frauen angeboten hatte und wie wir sie heute kritisch überdenken können. In einem zweiten Fragment will ich das Ungleichgewicht zwischen Autonomie und Abhängigkeit schärfen und der Frage nachgehen, warum Abhängigkeit spontan vermieden oder gar verleugnet wird, Unbehagen oder gar Ängste auslöst. Und schliesslich möchte ich im dritten und letzten Fragment den Akzent von der Autonomie verschieben, und zwar auf meine Vorstellung von Integrität-in-Abhängigkeits-verhältnissen. Hier möchte ich etwas verweilen und eigene Gedanken zu Integrität hinzufügen und Integrität – das heisst ja wortwörtlich: sich unversehrt fühlen, sich ganz und vollständig fühlen – als existentielles Moment im eigenen Leben und Älterwerden darstellen. Um die Verschiebung des Akzentes jedoch zu verdeutlichen, will ich erst die klassische Autonomie darstellen, ja eigentlich in Frage stellen.

Ich bin – altersmässig, also mit einem Altersunterschied von ca. 12 bis 15 Jahren – wohl eher einer Ihrer Töchter. Als kulturelle Tochter habe ich von Ihren politischen Kämpfen um mehr Rechte und von Ihren Vorstellungen von weiblicher Selbstbestimmung profitiert und daher vieles in meinem Leben und Arbeiten eigenständig gestalten können. Dass ich eine Generation jünger bin, zeigt sich wahrscheinlich auch in den Gedanken, die ich Ihnen nun vorstellen möchte und die vielleicht für Sie befremdend anders sind. Vielleicht gelingt es mir, Sie durcheinander zu bringen...

### 1. Fragment: von der Selbstlosigkeit hin zur Selbstbestimmung

Eine selbstbestimmte Frau zu sein und autonom zu leben – das kennen Sie sicherlich alle – ist gerade nicht selbstverständlich, sondern setzt einen mutigen Prozess voraus. Die Züricher Philosophin Brigitte Weisshaupt skizziert diesen Prozess als Weg in drei Etappen: erst Etappe: die verordnete Selbstlosigkeit, zweite Etappe: eine oft irritierende, verunsichernde Selbstsuche und schliesslich die dritte Etappe, die Selbstbestimmung.<sup>1</sup>

Noch in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts war der Weg für eine junge, bürgerliche Frau meist vorbestimmt, nämlich: Heirat und Mutterschaft. Junge Frauen fügten sich damals mehrheitlich noch selbstverständlich in die Rolle der Ehefrau, der Mutter und der freiwillige Helferin des berufstätigen Ehemannes. Es galt als selbstverständlich, dass sie sich in diese gesellschaftlichen Vorgaben, in eine Ehe einfügten und eine Normbiographie quasi übernahmen, dass sie kaum nach ihren Bedürfnissen gefragt wurden und dem Mann und den Kindern zudienten. Diese Frauen galten als selbst-lose Frauen und ihre Selbstlosigkeit wurde christlich überhöht und gesellschaftlich anerkannt und auch im Eherecht verankert. Selbstlosigkeit, wie sie von Frauen jener Generation verkörpert worden ist, wurde zu einem Verhaltenscodex und zu einer weiblichen Tugend schlechthin. Eine Frau war dann eine anständige Ehefrau und eine gute Mutter, wenn sie sich selber aufopferte für andere. Und selbst wenn Frauen damals berufstätig werden wollten oder arbeiten mussten, hatten sie ihre Tugend der Selbstlosigkeit mit einem Beruf zu vereinbaren und folglich einen eher dienenden, eben weiblichen Beruf ergreifen müssen.

Selbstlosigkeit wurde den Frauen qua Geschlecht zugeordnet und als Tugend veredelt. Diese spezifische Selbstlosigkeit als verordnete Tugend ist aus zwei Gründen heikel: Eine Tugend ist ja ein Wert, für den man aus freier Entscheidung und aus eigener Überzeugung einsteht. Wird nun ein Wert verordnet und damit aufgezwungen, wird die freie Entscheidung missachtet. Als verordnete Tugend verliert Selbstlosigkeit seinen Wert für Frauen: ihre Wahl wurde übergangen. Heikel ist Selbstlosigkeit zum zweiten, weil sie Frauen zu Frauen ohne ein Selbst, also zu Personen ohne ein Ich werden lassen. Frauen mussten also ihr Selbst ignorieren oder gar loswerden, um tugendhaft zu leben und gesellschaftlich anerkannt zu werden. Erst wenn sie selbstlos waren, wenn sie Personen ohne Ich waren, galten sie in der Gesellschaft als richtige, also angenehme und angesehene Frauen. Die Überwindung der verordneten Selbstlosigkeit beginnt individuell mit einer oft auch irritierenden Selbst-Suche und kollektiv mit dem Prozess der Emanzipation. Das noch immer kulturell stark wirksame Bild weiblicher Selbstlosigkeit und weiblicher Opferbereitschaft erschwert den Frauen oft die Entwicklung eines Selbst als notwendige Voraussetzung zur Selbstbestimmung. Daher war und ist die Emanzipation ein wichtiger Schritt der kollektiven Befreiung aus herrschenden Vorstellungen, wie

---

<sup>1</sup> Vgl. Weisshaupt, Brigitte: Selbstlosigkeit und Wissen, in: Conrad, Judith/Konnertz, Ursula (Hg.): Weiblichkeit in der Moderne. Ansätze feministischer Vernunftkritik, Tübingen 1986, S. 21-39

Frauen zu sein hatten bzw. wann Frau eine richtige Frau war. Frauen-Emanzipation verstand sich als Befreiung aus den herrschenden kulturellen Vorgaben, aus der Bevormundung des Patriarchats, das vorschrieb, wie Frauen sein sollten, und diese politische Befreiung bot in einem späteren Schritt die Möglichkeit, selber zu entwerfen, wie Frauen sein wollten. Emanzipation war politisch ein Aneignungsprozess: das Stimm- und Wahlrecht, der Gleichstellungsartikel – all diese Errungenschaften boten die Chance, den öffentlichen Raum anzueignen und mitzugestalten. Als Grossmütter werden Sie diese Zeiten der Frauenbefreiungsbewegungen, der farbig-erfolgreichen Demonstrationen der 70er Jahre und des Frauenstreiktags von 1991 miterlebt haben und sich erinnern können.

Emanzipation – ob individuell oder kollektiv – kann also zu einer Selbstbestimmung führen. Befreit aus fremden Vorgaben kann die Frau als politisches Subjekt über sich selber verfügen und bestimmen; sie wird so autonom. In der herkömmlichen gesellschaftspolitischen und philosophischen Tradition geniesst Selbstbestimmung einen hohen Stellenwert: es ist die Krönung des Menschen. Der Mensch, ob Mann oder Frau, ist selbstbestimmt, wenn er oder sie über Vernunft verfügt und mit dieser Vernunftbegabung eigene Entscheide überdenken, angemessen handeln und sich selber kritisch reflektieren kann. Erst die Vernunft und der Wille, diese Vernunft auch anzuwenden, befähigen den Menschen zur Autonomie. Autonomie heisst: der Mensch ist mithilfe der Vernunft fähig, sich sein eigenes moralische Gesetz zu geben und gemäss diesem Gesetz zu leben, also eine eigene, vernünftige und nachvollziehbare, also eine moralisch faire Praxis einzuhalten. Selbstbestimmung bedeutet, dass ich vernünftig mit mir und mit den anderen Menschen in meinem näheren und weiteren Umfeld umgehe. Damit wird zweierlei klar: Erstens wird deutlich, dass Selbstbestimmung zwingend an die Vernunft zurückgebunden ist. Ohne Vernunft keine Selbstbestimmung. Zweitens wird klar, dass Selbstbestimmung nur in einer Wechselwirkung entstehen und praktiziert werden kann: meine Selbstbestimmung ist bereichert und begrenzt durch die Selbstbestimmung anderer Menschen. Die individuelle Selbstbestimmung wird folglich von jener der Anderen begrenzt.

Selbstbestimmung ist philosophisch gesprochen kein Freipass für egoistisches Verhalten. Vielmehr will Selbstbestimmung den einzelnen Menschen, Frauen wie Männern, ein möglichst eigenständiges, freies Leben eröffnen. Selbstbestimmung versteht sich also nur aus dem Prozess der Emanzipation heraus und muss mit der Wechselwirkung der Selbstbestimmung des Anderen zusammengedacht werden.

Dieser Weg von der verordneten Selbstlosigkeit über die Selbstsuche hin zu einer Selbstbestimmung ist sowohl ein individueller Prozess einer jeden Frau, aber auch ein vielfältiger kollektiver Prozess der

Frauenbewegungen. Perspektive oder gar Ziel in diesen Prozessen ist immer eine Emanzipation, eine Befreiung von fremden Zuschreibungen und zugleich eine Befreiung hin zu einer weiblichen Freiheit.

Vielleicht ahnen Sie es bereits: ich bin skeptisch gegenüber dieser traditionellen Vorstellung von Selbstbestimmung. Sie erscheint mir deutlicher denn je eine verhängnisvolle Fiktion. Meine Skepsis beruht auf zwei Gründen:

Der nachskizzierte Weg von der Selbstlosigkeit hin zur Selbstbestimmung folgt einer mir unheimlichen Fortschrittslogik. Eine Fortschrittslogik nach dem Muster: immer besser und immer mehr.... Es ist ein Fortschritt von der Selbstlosigkeit in die Selbstbestimmung. Und es ist quasi auch ein gesellschaftlich erzwungener Fortschritt: jede und jeder muss diesen Weg gehen, will er oder sie als erwachsene Person respektiert werden. So verwundert es kaum, dass in dieser Logik eine Veränderung der Selbstbestimmung zwingend ein gravierender Verlust, ein harter Einbruch im eigenen Leben sein muss. Wer im Alter weniger Selbstbestimmung erreicht oder erfüllen kann, erlebt einen bedauernswerten Mangel – und fällt heraus aus dieser Krönung der Menschen.

Und zweitens ist die klassische Selbstbestimmung zwingend an die Vernunft zurück gebunden. Nun ist aber auch die Vorstellung von Vernunft geprägt von einer politischen Aufklärung, die ihrerseits den weissen mittelständischen Mann und seine Erfahrungen zur Norm erhebt.<sup>2</sup> Ist es wirklich diese halbierte, männliche Vernunft, die unsere Vorstellung von Selbstbestimmung prägen und einschränken soll?

## **2.Fragment: Autonomie und Abhängigkeit – ständig ein Konflikt**

Autonomie, das will ich nochmals hervorstreichen, ist in unserer Gesellschaft ein zwingend zu erreichendes Ziel, eine unausweichliche Vorgabe. Es gibt diese (normative) Selbstverständlichkeit: man will autonom sein. Und es gibt diesen sozialen Druck: man muss autonom sein und es auch unbedingt bleiben. Wir leben in einer Zeit, die vom Imperativ geprägt ist: Sei autonom!<sup>3</sup> Das zeigt sich beispielsweise auch im neuen Erwachsenenschutzrecht, das die Selbstbestimmung zum obersten Gebot macht. Gleichzeitig ist ebenso klar, dass niemand abhängig werden will, dass Abhängigkeit ein Zustand ist, den man vermeiden muss. Es besteht also eine krasse Asymmetrie. Dieses frappante Ungleichgewicht zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit möchte ich im zweiten Fragment etwas schärfen.

---

<sup>2</sup> Vgl. Weisshaupt, Brigitte: Schatten über der Vernunft, in: Nagl-Docekal, Herta (Hg): Feministische Philosophie, Wien/München 1990, 136-157.

<sup>3</sup> Der Befehl: Sei autonom! muss jedoch wieder in bestimmten gesellschaftlichen Normen stattfinden. So werden die sogenannten ‚Autonomen‘ ja gerade wieder ausgegrenzt, weil diese die Autonomie übertreiben und quasi „falsch“ interpretieren.

Die Selbstbestimmung der traditionellen Philosophie und die Emanzipation der Frauenbewegung – beide Momente beschreiben ein Ideal. Als Ideal ist Selbstbestimmung und Emanzipation ein Leitstern, eine Orientierungshilfe im Leben; aber als Ideal sind sie nicht einfach zu konkretisieren und im Alltag umzusetzen.

Im Alltag erfahren wir Frauen uns selten als ausschliesslich autonom. Auch wenn wir uns frei und ungebunden fühlen, sind wir in Lebens- und Arbeitszusammenhänge verstrickt und integriert. Einige alltägliche Beispiele aus meinem eigenen Lebenskontext:

\*Ich mache morgens Frühstück und schneide Brot. Damit ist bereits ausgesagt, dass ich vom Bäcker oder der Bäckerin abhängig bin, die mir Brot verkauft. Der Bäcker wiederum ist vom Bauer abhängig, der Korn anpflanzt. – Die Arbeitsteilung in unserer Gesellschaft verweist darauf, dass wir ständig voneinander abhängig sind und dass in dieser Abhängigkeit die Selbstbestimmung begrenzt ist. Ich kann wählen, welches Brot ich kaufen will, bei welchem Bäcker ich einkaufen will, ob ich selber Brot backen will oder ob ich überhaupt Brot zum Frühstück essen will, etc. Wir leben mit anderen Worten in einer Gesellschaftsordnung und vor allem auch in einem Wirtschaftssystem der Arbeitsteilungen. In den herrschenden Verhältnissen sind wir aufgrund der Arbeitsteilung fundamental von anderen Menschen abhängig, die ihrerseits spezifische Arbeiten machen. Diese Arbeitsteilung erfasst nicht nur die Lohnarbeit, sondern auch die private Aufteilung von Arbeiten im Haushalt.

\*Gehe ich zur Arbeit in meine Praxis, bin ich davon abhängig, dass die Patientinnen die Termine einhalten, dass sie sich einigermaßen an gemeinsam vereinbarte Regeln halten, dass die Krankenkassen die Honorare zahlen, dass der Vermieter sich an den Mietvertrag hält, etc. – Auch in konkreten unmittelbaren professionellen (Arbeits-)Beziehungen bin ich abhängig. Die sozialen Verhältnisse widerspiegeln sich auch in professionellen Beziehungsarbeiten.

\*Und in der Nachbarschaft unseres Miethauses bin ich auch von der Freundlichkeit der Mitbewohnerinnen abhängig. – Die Abhängigkeit zeigt sich mit anderen Worten auch in den halböffentlichen Verhältnissen.

\*Als Tochter wiederum war ich auf die Zuneigung und Fürsorglichkeit meiner Eltern bzw. Mutter angewiesen, als Mutter bin ich wiederum auf eine gewisses „Mitmachen und Mitspielen“ der Kinder angewiesen und als Grossmutter, das werden Sie mir bestätigen, werde ich auch darauf angewiesen sein, dass mir meine Tochter den Zugang zu den Enkelinnen nicht verbietet. – Im privaten Rahmen der Familien wird deutlich, dass die Generationen untereinander auf vielfältige Weise voneinander abhängig sind und dass zugleich der Impuls, aus dieser Abhängigkeit herauszukommen, stark ist und Widersprüche generiert.

\*Selbst jetzt, wenn ich hier meine Gedanken ausbreite und danach mit Ihnen ins Gespräch kommen möchte, bin ich darauf angewiesen, dass Sie ebenfalls ins Gespräch kommen wollen. Zwar habe ich

meine Ausführungen ausgewählt und strukturiert und damit meine Selbstbestimmung ausgelebt, zugleich bin ich von Ihrem Wunsch nach Austausch abhängig.

Ich kann also nicht selbstbestimmt sein, ohne in Konflikt mit vielfältigen Formen von Abhängigkeiten zu geraten. Unsere zentrale Erfahrung als Frauen (und Männer) sind Abhängigkeitsverhältnisse – und die Autonomie müssen wir uns erringen und erarbeiten. Zugleich ist ebenso zentral die Erfahrung, dass wir auch mit einer gewissen Selbstständigkeit nie ganz frei von Abhängigkeiten sind. In den realen Verhältnissen unseres Lebens und unseres Alltages ist Abhängigkeit unmittelbar präsent – und zwar in den öffentlichen herrschenden Verhältnissen ebenso wie in den privaten Verhältnissen. Warum also ist denn ‚Abhängigkeit‘ ein so schwieriges Phänomen und philosophisch ein stiefmütterlich behandeltes Thema?

In meiner Recherche ist mir aufgefallen, dass feministische Vordenkerinnen gewisse Alternativen – im Sinne eines Ausweges aus der Dualität Abhängigkeit-Unabhängigkeit – anbieten. Zwei dieser Denk-Richtungen, die der Selbstbestimmung kritisch gegenüberstehen und diese aus Frauensicht erweitern wollen, will ich Ihnen vorstellen und skizzieren.

Eine dieser Alternativen hat Carol Gilligan mit ihrer Politisierung der Fürsorge vorgeschlagen.<sup>4</sup> Sie geht davon aus, dass jeder Mensch, gerade in der Kindheit und im Erwachsenwerden, auf Fürsorge angewiesen ist und dass diese Fürsorge Grundlage nicht nur individueller Entwicklungen, sondern auch der Mitmenschlichkeit und der gesellschaftlichen Gerechtigkeit ist. Fürsorglichkeit, so beobachtet Gilligan, ist jedoch wieder eine eher weibliche Tugend. Damit Fürsorglichkeit nicht wieder zu einer verordneten Selbstlosigkeit wird, fordert Gilligan eine Politisierung der Fürsorge: Frauen (und auch fürsorgliche Männer) sollen sich kritisch befragen, wem sie wie Fürsorge zukommen lassen wollen, und entsprechend dieser eigenen Reflexion auch auswählen. Gerade in der Möglichkeit, die eigene Fürsorglichkeit gezielt einzusetzen und bewusst auszuwählen, wer davon profitieren soll, gerade darin liegt ein Moment der Selbstbestimmung. Der Verdienst von Carol Gilligan war und ist es, den Aspekt notwendiger Beziehungsarbeit hervor zu streichen und das Konzept der Autonomie in den Kontext von Beziehungen zu stellen.

In der Nachfolge von Carol Gilligan kritisierten feministische Philosophinnen wie Elisabeth Conradi das Paradigma des autonomen (klassisch-philosophischen) Subjekts als bindungsloses, eher autistisches Subjekt und entwarfen ein anderes Verständnis von Mensch-sein. Das Subjekt – Frau oder Mann – ist grundlegend körperlich und in vielfältigen Beziehungen, ist folglich wiederum nur so

---

<sup>4</sup> Gilligan, Carol: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frauen, München 1984.

weit überhaupt selbstbestimmt, wie es der eigene Körper und der Austausch mit anderen Menschen zulassen.<sup>5</sup>

Dieser Ansatz der politisierten Fürsorglichkeit wurde wiederum von der Care-Bewegung aufgegriffen und weitergetrieben. So lenken die Vertreterinnen der Care-Ökonomie das Augenmerk auf die unbezahlten, freiwillig geleisteten Arbeiten im Pflege- und Versorgungsbereich, der vor allem von Frauen erbracht wird und in keiner Volkswirtschaftsrechnung auftaucht. Die Verfechterinnen der Care-Ökonomie wollen die klassische Aufteilung – hier die gewichtige Ökonomie, dort das banale Haushalten – unterwandern, die Arbeitsverhältnisse von produktiver Lohnarbeit und reproduktiver Care-Arbeit sichtbar machen, kritisch befragen und eigenständig interpretieren. Pointiert formuliert es Ina Praetorius: „Wirtschaft ist Care“.<sup>6</sup>

Eine andere Alternative bieten die Diotima-Frauen, ein Kollektiv aus Italien, das gemeinsam denkt und den eigenen Alltag beschreiben, verstehen und vermitteln will. Ihr erster Paukenschlag ist die Einsicht, dass die Emanzipation eine Gabe/ein Geschenk des Patriarchats ist und die Frauen weiterhin in Abhängigkeit hält: Denn die gesellschaftspolitische Emanzipation habe die Frauen nur vordergründig aus der Bevormundung der Männer befreit. Nach dem Zweiten Weltkrieg hätte man den Frauen etwas mehr (juristisch verankerte) Rechte einräumen müssen, eine Strategie, die langfristig wiederum die Frauen stillgestellt hätte. Die Frauen hätten sich mit einer (vorbestimmten) Emanzipation begnügen müssen, die die Frauen in das Gesellschaftsmodell der Männer integrieren und die den Frauen weiterhin einen klar umrissenen Platz in dieser Gesellschaft und an der Seite des Mannes in der Ehe vorzeichnen würde. Wenn die Frauen der geschenkten Emanzipation Folge leisten, müssen sie dieselbe Vorstellung von Autonomie und Gleichstellung, aber auch ähnliche Ideen zu einem Gesellschafts- und Geschlechtervertrag übernehmen und könnten keine eigenen Vorstellungen entwickeln.<sup>7</sup> Aus diesem Grund lehnen die Diotima-Frauen die Emanzipation ab und kritisieren den Feminismus als Staatsfeminismus heftig. Ihr zentrales Anliegen ist ein Denken der Frauen, das unmittelbar vom eigenen erlebten Alltag ausgeht, von der eigenen Praxis und einem eigenen Erleben von Freiheit, kurz: zentral ist es, von sich selber auszugehen.<sup>8</sup>

---

<sup>5</sup> Vgl. Conradi, Elisabeth: Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit, Frankfurt 2001.

<sup>6</sup> Praetorius, Ina: Wirtschaft ist Care. Oder: Die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen, Berlin 2015/Heinrich Böll Stiftung Band 16. Oder auch: Praetorius, Ina (Hg.). Sich in Beziehung setzen. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit, Königstein/Taunus 2005.

<sup>7</sup> Vgl. Muraro, Luisa: Nicht alles lässt sich lehren, Rüsselsheim 2015. Vgl. Diotima (Hg.): Macht und Politik sind nicht dasselbe. Sulzbach/Taunus 2012. Vgl. auch Zamboni, Chiara: Denken in Präsenz. Gespräche, Orte, Improvisationen. Rüsselsheim 2013. Und vgl. Hangartner, Li/Schmuckli, Lisa: Das Andere der Politik, in: Neue Wege 5/2015, S. 148-152

<sup>8</sup> Vgl. Diotima (Hg.): Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen, Königstein/Taunus 1999.

Was aber bedeutet es, von sich selber auszugehen?

Wenn ich von mir und meinen Erfahrungen ausgehe, erlebe ich Abhängigkeit und Selbstbestimmung gleichzeitig und konfliktreich. Ich gehe von mir aus, von meinen Erfahrungen, und zwar aus meinem Lebenskontext heraus, und will mich mit anderen Frauen (und Männern) im beruflichen wie privaten Alltag verbinden und austauschen. In diesem Austausch erst erfahre ich sinnlich meine Selbständigkeit: ich bringe mich ein als individuelle Frau mit eigenen Ideen und Vorstellungen, mit meinen Ängsten und Freuden und Bedürfnissen, mit meinen Zweifeln und Plänen und Wünschen. Gleichzeitig erfahre ich auch in diesen Augenblicken meine Abhängigkeit vom Gegenüber. Ich bin darauf angewiesen, dass man mich hört, aufnimmt, dass man mir antwortet. Und just eine Reaktion des Gegenübers schränkt meine Selbstbestimmung wieder ein.

In diesem Austausch entsteht ein Durcheinander.<sup>9</sup> Wenn ich von mir aus gehe und mich austauschen will, wird es im Verlaufe des Prozesses / des Geschehens nicht mehr entscheidend sein, dass dies mein Gedanke ist, dass das ihre Idee ist, dass das ein klar umrissener Beitrag von jener ist... Ich muss in diesem Austausch nicht mehr über mich selber bestimmen, muss mich nicht permanent gegen mein Gegenüber abgrenzen, um sichtbar zu machen: Das bin ich! Statt dem Primat der Selbstbestimmung (und der Identitätslogik) folge ich der Vertrauensbeziehung. Durch-ein-Ander werde ich über mich selber mehr Klarheit erfahren und zugleich im Austausch bleiben.

Wenn ich dieser Überlegung folge, von mir auszugehen und mich mit anderen auszutauschen, dann geschieht zweierlei: Ich muss zum einen mich selber und meine unmittelbare Welt, in der ich mich verortet weiss, genau wahrnehmen und auch ernst nehmen als Basis meiner eigenen Praxis und als Ausgangspunkt meiner politischen Wünsche. Ich muss etwas von mir und meiner Welt wissen und erzählen können, so dass ich mich austauschen und verbinden kann mit meinen Interessen und Wünschen. Zum andern wird in diesem Austausch deutlich, dass wir Zeit brauchen. Der Faktor Zeit spielt hier rein: Wahrnehmung und Austausch bewirken eine wohltuende Entschleunigung gegenüber dem rasenden Fortschritt.

Aus diesen Anregungen der Vordenkerinnen stelle ich nun folgendes fest: Ich denke, dass das Primat der Selbstbestimmung unseren Alltag nicht nur dominiert, sondern auch in Unordnung bringt. Ja, Sie hören richtig: diese spezifische, eindimensionale Selbstbestimmung bringt unseren Alltag in Unordnung und in eine bedrohliche Schiefelage. Denn die Selbstbestimmung widerspricht unseren Erfahrungen und verlangt von uns, uns auf eine spezifische Weise an herkömmliche Normen anzupassen. Diese Unordnung gilt es, wieder aufräumen.

---

<sup>9</sup> Vgl. Knecht, Ursula und andere (Hg.): ABC des guten Lebens, D wie Durcheinander, Rüsselsheim 2012, hier besonders S. 52ff.

Die Unordnung zeigt sich schmerzlich auch dort, wo der Verlust der eigenen Selbstbestimmung ebenso Angst auszulösen vermag, wie der Versuch, Selbstbestimmung freiwillig zu überdenken.

### **3.Fragment: Integrität-in-Abhängigkeitsverhältnissen**

Sie beschäftigen sich mit der Autonomie im Alter, mit der abhängigen Unabhängigkeit (so der Tagungstitel). Was also könnte ich da Ihnen vermitteln und für Ihre eigene Beantwortung dieser Frage nach der Autonomie im Alter beitragen?

Ich möchte von meinen Vordenkerinnen einige Aspekte herausgreifen, etwas Eigenes daraus gestalten und Ihnen mein eigenes Puzzle als Gegenentwurf zu einer traditionellen Selbstbestimmung präsentieren. Für meine Vorstellung greife ich auf drei Zutaten zurück, die ich Ihnen skizziert habe: das Von-mir-Selbst-Ausgehen ist die erste Zutat, die zweite ist das Durcheinander, die dritte ist der eigene Körper, und schliesslich füge ich eine weitere, eigene Zutat hinzu, nämlich Integrität.

Die Diotima-Frauen betonen die Notwendigkeit, von sich selber auszugehen. Wie schon angedeutet, bedeutet dies folgendes: Ich gehe von mir aus, von meinem Kontext und meiner Praxis, ich gehe von meinen Erfahrungen, Überlegungen und Bedürfnissen aus, nicht jedoch, um wiederum bei mir zu enden, sondern um mich von diesem Ausgangspunkt aus mit anderen Frauen (und Männern) zu verbinden. Ich bringe meine Erfahrungen aus dem beruflichen und privaten Alltag zur Sprache, ich kann diese Erfahrungen überdenken und die Gedanken, Wünsche, Vorstellungen und Gefühle mit anderen austauschen, ich gewinne Einsichten über meine Position als Frau in dieser Berufswelt und in dieser unübersichtlichen Gegenwart. Ich kann Rechenschaft darüber ablegen, was mich beschäftigt, was mich umtreibt, was mit mir geschieht und was mich berührt. Ich kann also meine Welt zur Sprache bringen und mich so mit anderen austauschen. Im Zentrum stehen also Gespräche, Austausch, Erfahrungen, Anfragen... Die Diotima-Gründerin Luisa Muraro schreibt dazu: „Wenn wir uns also in diesem Sinne in Bewegung setzen, ist die wichtigste Entdeckung die des Subjekts. Man entdeckt das Subjekt, sich selber, nicht in der Position des Subjekts, sondern von dem aus, was es vervollständigt: ich finde mich in der Beziehung mit anderen, bewohnt von Erinnerungen, bewegt vom Begehren. Ich finde also Wünsche, die mich in Bewegung setzen, Erinnerungen, die mich beschäftigen, anderen Frauen und Männer, die zu mir sprechen oder die sogar stellvertretend für mich sprechen, vielleicht auch, um mir zu widersprechen!“<sup>10</sup> Luisa Muraro betont hier sehr deutlich: nicht die Selbstbestimmung zeichnet die Frau aus. Vielmehr werde ich zu einem Subjekt Frau durch das, was mich vervollständigt. Das, was mich ergänzt oder bereichert, das, was andere hinzufügen – erst dieses Moment lässt mich zu einem Subjekt Frau, zu einer eigenwilligen Person werden. Ich

---

<sup>10</sup> Muraro, Luisa: Von sich selbst ausgehen und sich nicht finden lassen, in: Diotima (Hg): Die Welt zur Welt bringen. Königstein/Taunus 1999, S. 18.38, S. 35.

interpretiere diese Passage so: Ich kenne zwar meinen Ausgangspunkt, ich weiss, wovon ich spreche, wenn ich von mir ausgehe. Aber erst der Austausch, erst die Erweiterung oder Zugabe von meiner Gesprächspartnerin oder von meinen Gesprächspartnerinnen vervollständigt mich und lässt mich so zu einem Individuum werden. Der Beitrag der anderen ist entscheidend für mein Subjektsein. Als individuelle Frau bin ich begrenzt vollständig; ich benötige existentiell die konkret anderen Frauen (und Männer), um mich selber und meine Welt zu verstehen. Erst diese Ergänzung oder dieses Widersprechen vervollständigt mich etwas mehr, macht mich aber nicht zu einer abgeschlossenen, verschlossenen Person. Diese notwendige Ergänzung, von der Luisa Muraro in diesem Austausch spricht, setzt Abhängigkeit voraus. Es ist jedoch eine ganz andere Qualität von Abhängigkeit als es die traditionelle Vorstellung suggeriert. Die Qualität dieser hier angesprochenen Abhängigkeit hat etwas mit Sinnlichkeit und mit Vermittlung zu tun, baut auf der Neugier und auf dem Mitteilen auf. Lassen Sie es mich mit folgendem Bild symbolisieren: ich brauche den See oder das Meer, wenn ich schwimmen will, brauche den nassen Widerstand des Wassers, um meine Kraft im Körper zu spüren und meine Bewegung auszuüben; ebenso brauche ich andere Frauen und den gemeinsamen Austausch, wenn ich mich als Frau in dieser Zeit verstehen will.

Und noch ein anderer Aspekt ist so zentral für das Von-sich-selber-ausgehen: nämlich die Erfahrung. Jetzt geht es nicht mehr um den Austausch von Selbsterfahrungen, jetzt geht es darum, die Erfahrungen als unhintergehbare Praxis in die Politik einzubringen. Luisa Muraro schreibt dazu: „Die Erfahrung ist etwas Unverhandelbares, allerdings ist es kein konfliktfreies, geschweige denn definitives Unterfangen, sie in Worte zu fassen. Wenn wir den Bezug zur Erfahrung verlieren, verlieren wir die Bedeutung dessen, was wir dank der Erfahrung finden können, einschliesslich unser Begehren.“<sup>11</sup> Die Erfahrungen als Ausgangspunkt unseres politischen Verständnisses verankert uns in der Realität, eröffnet uns ein eigenständige Interpretation der Gegenwart und verweist uns auf unser Begehren.

Meine zweite Zutat ist das Durcheinander. Ich behaupte, dass die radikale Bevorzugung der Autonomie, dass die hartnäckig anhaltende Dominanz der Vorstellung, autonom sein zu müssen bis ins höchste Alter – dass diese Vorstellung ein furchtbares Durcheinander im Zusammenleben und im eigenen Selbstverständnis schafft.

Was geschieht denn mit mir individuell, wenn ich permanent beweisen muss, dass ich selbständig bin? Was passiert mit einer Gesellschaft, wenn diese immer wieder Autonomie, seit jüngster Zeit politisch verstärkt unter dem Label ‚Eigenverantwortung‘, gnadenlos einfordert und zugleich Menschen, die diese Autonomie aus vielfältigen Gründen wie Unfälle, Krankheit, Geburtsgebrechen, Alter bzw. Kindheit nicht leisten können, subtil ausgrenzt?

---

<sup>11</sup> Muraro, Luisa: Nicht alles lässt sich lehren, Rüsselsheim 2015, S. 86.

Seit Kindsbeinen an lernen wir meist unkompliziert, dass wir aufeinander angewiesen sind. Mit der Geburt wird deutlich, dass da ein Kleinkind auf jemanden angewiesen ist, um überhaupt zu überleben und um in die Welt eingeführt zu werden. Alle Menschen wurden geboren und waren abhängig Kleinkinder. Natürlich gehört auch die Erfahrung dazu, es selber machen zu wollen/zu können. Das fröhliche oder ernste oder experimentelle: Sälber mache! des Kindes verweist ja gerade auch auf die Abhängigkeit, nämlich, dass der Elternteil oder die Grossmutter dem Kind den Spielraum des Experimentes freihält.

Seit Kindsbeinen erfahren wir, dass wir nur durch einander zu eigenständigen Personen werden, und lernen, quasi zum Trotz, diese Erfahrung zu verleugnen und das Ideal der Selbstbestimmung hochzuhalten. Gleichzeitig erahnen wir in diesem Prozess, wie fragil und anstrengend, wie mühsam und wunderbar Selbstbestimmung ist.

Seit den Kindertagen wissen wir, dass wir für das Spielen, Lernen, Kochen, Reden, selbst fürs Telefonieren oder Streiten auf andere angewiesen sind. Wir ahnen mit diesen Erfahrungen, dass Beziehungslosigkeit, Unverbundenheit oder soziale Isolation für uns lebensbedrohlich sind. Als Kinder vertrauen wir unbesehen der Mutter bzw. den Eltern, die Kinder in einer existenziellen Abhängigkeit fürsorglich begleiten und erziehen, die ihnen das Reden und Gehen vermitteln, die ihnen mit den eigenen Gefühlen helfen, mit ihnen auch streiten, die ihnen das Schuhe-Binden und die Uhr-Lesen beibringen und sie zu vielem mehr befähigen.<sup>12</sup> Indem die Mutter bzw. die Eltern die Kinder fürsorglich betreuen und begleiten und in die Sprache einführen, führen sie die Kinder auch in die Welt ein. So ist zentral der Erwerb der Sprache nicht ohne Abhängigkeit, ohne Beziehung zur Mutter möglich.<sup>13</sup> Diese Abhängigkeit gilt uns als Erwachsene Menschen als suspekt. Warum eigentlich? Wie lässt sich also diese erfahrene, notwendige, unbekümmerte Abhängigkeit in die Gedankenwelt der Erwachsenen und der Philosophie übertragen?

All diese konkreten sinnlichen Erfahrungen finden kaum oder nur wenig Eingang in ein erweitertes Verständnis von Selbstbestimmung. Die klassische Autonomie, die auf einem vernünftigen gesunden weissen Subjekt-Mann aufbaut und gegenwärtig verdächtige autistische Züge aufweist, dieses

---

<sup>12</sup> Luisa Muraro notiert: „In der Kindheit haben wir die Mutter angebetet und alles, was sie betraf, von dem Mann, der ihr an den Fersen klebte, vom Klang ihrer Stimme bis hin zum Geruch ihrer Haut. Wir haben sie in den Mittelpunkt einer grandiosen und realistischen Mythologie gestellt. Ich vertraue also dem Kind, das ich gewesen bin, denen, mit denen ich aufgewachsen bin, den Mädchen und Jungen, die unter uns leben, die Aufgabe an, den nicht-metaphorischen symbolischen Wert der Mutter zu bezeugen. Ich übernehme die sekundäre Aufgabe, ihn in die Philosophie zu übertragen.“ (in: Die Symbolische Ordnung der Mutter, Rüsselsheim 2006, S. 39). – Was mich hier interessiert, ist die Übersetzung der Kindheitserfahrung in die Philosophie bzw. die „sekundäre Aufgabe“: das, was sie erlebt und erfahren hatte als primärer Prozess nun qua Analyse und Nachdenken in einem sekundären Schritt zu verdichten, philosophisch zu beschreiben.

<sup>13</sup> Nochmals Luisa Muraro: „Die Sprache kann uns nur auf dem Wege der Verhandlungen gegeben werden, weil sie eben genau deren Ergebnis ist. Sprechen können bedeutet im Wesentlichen die Fähigkeit, die Welt zur Welt zu bringen, und dies können wir nur in der Beziehung zur Mutter, nicht getrennt von ihr tun.“ (ebd. S. 73)

Verständnis von Autonomie entwertet zugleich jede Form der Abhängigkeit und verlängert die massive Asymmetrie.<sup>14</sup>

Das, was wir von Kindsbeinen an mitbekommen haben, wurde im Verlaufe des Erwachsenwerdens durcheinander und in eine gravierende Unordnung gebracht, die es jetzt wieder aufzuräumen gilt. Und das Durch-ein-Ander betont gerade, dass das Aufräumen und das Verstehen, wie wir gemeinsam das Zusammenleben und –arbeiten gestalten wollen, nur durcheinander funktioniert, seltener gegeneinander, sicherlich nicht ohne einander. Hier setzen im Durcheinander die Vertrauensbeziehungen ein.

Wir treffen uns hier als Frauen, als Grossmütter. Wir sind körperlich präsent. Die Fürsorglichkeit, die Sie Töchtern und Söhnen, Enkel und Enkelinnen zukommen liessen und weiterhin zukommen lassen, ist grundlegend körperlich, sinnlich. Wir sind hier als Töchter, die geboren worden sind, und als Frauen, die möglicherweise auch geboren haben. Der eigene Körper ist in unserem Alltag präsent. Unser Körper ist mal unser Tempel der Lust, mal Hölle des Schmerzens, mal Heimat der Seele, mal Träger des Kopfs... Was wir sehen, fühlen, spüren, riechen, kosten, was wir träumen und denken, was wir wahrnehmen und ausblenden, wen immer wir umarmen, ob wir noch oder nicht mehr menstruieren: wir „tun“ dies mit unserem individuellen, eigenen Körper.

Die Autonomie im Alter ist dann bedroht, wenn der eigene Körper nicht mehr leistet, was man sich noch wünscht. Wir sind in unseren Alltag permanent vom Körper abhängig und just dies wird zu häufig ausgeblendet oder verdrängt.

Gerade im Alter wird doch der eigene Körper oft auch ängstlicher beobachtet. Der Körper wird zum Synonym für Versehrtheit, die Angst, dass der Körper nicht mehr verlässlich ist, sondern müde krank fragil wird, dass er den Dienst versagt... diese Angst vor der körperlichen Versehrtheit verdeutlicht die vielfältigen Ängste vor einer Abhängigkeit, gerade weil der Körper die Vorstellung von Unabhängigkeit durchkreuzt und lahmlegt.<sup>15</sup>

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Versehrtheit, mit dem eigenen körperlichen Alterungsprozess und Zerfall ist unabdingbar, um sich in seiner Haut weiterhin wohl zu fühlen. Wir leben in einer Zeit, die dem Mythos der Unversehrtheit mit allen technischen und medizinischen Möglichkeiten frönt, in einer Zeit, in der Versehrtheit und Tod ausgeblendet wird.<sup>16</sup> Verpasste Chancen, scheint mir. Denn wer sich hier auf Gespräche einlässt, erfährt, wie menschen-unfreundlich und lebensfeindlich der Mythos der Unversehrtheit ist, wie einschneidend Krankheiten sind, wie

---

<sup>14</sup> Vgl. zur Überwindung der klassisch männlich konnotierten Autonomie beispielsweise: Knecht, Ursula u.a.: ABC des guten Lebens, Rüsselsheim 2012, oder: Welch, Sharon: Gemeinschaften des Widerstandes und der Solidarität. Eine feministische Theologie der Befreiung, Freiburg 1988.

<sup>15</sup> Vgl. Shklar, Judith: Der Liberalismus der Furcht, Berlin 2013, hier speziell S. 51.

<sup>16</sup> Vgl. Schmuckli, Lisa: Hautnah. Körperbilder – Körpergeschichten. Philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers, Königstein/Taunus 2001.

wichtig es ist, eine eigene Haltung zu sich, zu seinem Körper, zu seiner Lebensführung zu entwickeln. Eigene Wünsche zu realisieren... Und wohl besonders wichtig: In der Auseinandersetzung um Versehrtheit könnten die Generationen wieder miteinander ins Gespräch kommen, vielleicht weniger über Selbstbestimmung, als vielmehr über Grenzen und Lebenswünsche.

Die drei vorausgegangenen Ingredienzien führen mich zu etwas viertem, unerwartetem: nämlich zur Integrität. Seit ich mich ausführlicher mit diesem Paar Unabhängigkeit-Abhängigkeit beschäftige, frage ich mich, warum es so wenig um Integrität geht. Ich denke, dass wir das konfliktreiche Spannungsfeld zwischen Autonomie und Abhängigkeit nicht auflösen können und es auch nicht (mehr) wollen. Und doch starren wir auf diese Selbstbestimmung wie das sprichwörtliche Häschen auf die Schlagen. Warum nur, frage ich mich, ist dieser überlieferte Wert auch für die Frauen noch heute so wichtig, wo doch die eigenen Erfahrungen von anderen Qualitäten und Werten, von anderen Gefühlen und Verhältnissen zeugen?

Wichtig erscheint mir nach all diesen Ausführungen, dass wir nach der subjektiven Integrität in Abhängigkeitsverhältnissen fragen. Integrität umschreibt ja ein subjektives Selbst-Gefühl und Selbst-Verständnis, eine Vorstellung von Unversehrtheit im Wissen darum, dass man verletzt werden kann. Integrität umschreibt auch ein Verhältnis zu einer Welt, die einen das Fürchten jeden Tag von neuem lehrt. So ist für mich die entscheidende Frage weniger jene nach der Autonomie im Alter, sondern nach der eigenen Vorstellung von Integrität-in-Abhängigkeitsverhältnissen. Wie gelingt es mir mit Hilfe von anderen, in Situationen von Abhängigkeit und Austausch, integer zu bleiben?

Wie liesse sich denn „Integrität-in-Abhängigkeitsverhältnissen“ denken und diskutieren und so weitertreiben? Ich möchte drei Unterscheidungen anbieten und mit Ihnen gemeinsam diskutieren, nämlich:

- Integrität haben: Als Frauen und Männer, als junge und ältere Personen sind wir Menschen, die ihr Mensch-Sein ausschliesslich in Beziehungen und damit in Abhängigkeitsverhältnissen erfahren und entwickeln können. Eine „Integrität haben“ bedeutet für mich zunächst, dass die blosse Zugehörigkeit zum Menschsein Integrität verleiht, dass uns mit anderen Worten Integrität aufgrund unseres Menschseins zusteht und wir als Menschen das Potential der Integrität haben, unabhängig von Alter, Ansehen, Beruf, Gesundheit etc. Zum Menschsein gehört grundlegend Integrität als Möglichkeit.
- Integrität erfüllen: Die potentielle Integrität gilt es im Verlaufe des eigenen Lebens zu entwickeln, anzueignen, für sich zu wahren und anderen gegenüber aufrecht zu erhalten. Hier will ich das subjektive, aktive Moment der Integrität betonen. Es geht – so meine Überlegungen – darum, dass man in seinem sozialen, beruflichen Umfeld die eigenen

Integrität aktiv aneignet und sie gestaltet. Dass man die Erfahrungen, wann man sich integer fühlt und wann man sich in dieser Integrität verletzt fühlt bzw. auch wie diese Integrität gestört wird, wahrnimmt und wahrhat und darüber nachdenkt. Indem jede Person seine / ihre Integrität erkundet, erkundet sie einerseits emotional ihren eigenen Selbstwert und ihr Selbstwertgefühl, andererseits erkundet sie auch jene Konflikte im Sozialen und im zwischenmenschlichen Austausch, die an den Grenzen der individuellen Selbstwertgefühlen notwendigerweise stattfinden. Wird die Integrität durch andere tangiert oder gar verletzt, spürt man vorab nicht nur die eigene Persönlichkeit und die subjektiven Abhängigkeitsverhältnisse. Man erfährt auch, dass Integrität von Innen gespürt wird und im sozialen Austausch gefördert oder beeinträchtigt werden kann – und dass hier der soziale Austausch dringend notwendig ist.

- Integrität erhalten: Die subjektive Integrität ist auch auf das Mitwirken von anderen angewiesen. Hier will ich die passive Seite der Integrität hervorstreichen. In allen Lebensphasen, nicht nur als Betagte oder Hochbetagte, sind wir darauf angewiesen, dass das soziale Umfeld uns in unserer Integrität achtet und uns hilft, diese Integrität zu bewahren. „Integrität erhalten“ hat ja zwei Aspekte: von anderen Unterstützung zur Integrität bekommen und die eigene Integrität so erhalten können. Jedes Kind ist darauf angewiesen, dass man es beispielsweise in seinem Spiel ungestört spielen lässt oder ihm beim Zähneputzen nicht grobschlächtig die Zahnbürste in den Mund reinstösst, sondern sachte einen gemeinsamen Rhythmus finden kann und so die subjektive Integrität respektiert; jeder ältere oder alte Mensch ist darauf angewiesen, dass die Autos noch warten, auch wenn er noch immer auf dem Fussgängerstreifen langsam weiter die Strasse überquert; jede Patientin ist auf die Sorgfalt der Pflegenden angewiesen, so dass das eigene Selbstgefühl nicht verletzt und die Integrität erhalten bleibt.

Integrität-in-Abhängigkeitsverhältnissen umfasst vielerlei: Es geht darum, den Gestaltungsspielraum von Lebens- und Arbeits- und anderen Verhältnissen, also darum, Beziehungen auszuloten und zu gestalten. Wenn wir als Frauen Beziehungen und Verhältnisse gestalten können, bringen wir konkrete Selbstbestimmung ein und riskieren immer wieder von neuem auch konflikthafte Auseinandersetzungen. Das ist ein Aktives Herangehen an Integrität.

Es geht zum andern auch um soziale Verhältnisse, denen wir passiv oder gar ohnmächtig ausgesetzt sind und doch integer bleiben wollen. Es sind dies beispielsweise jene politischen oder wirtschaftlichen Prozesse, wo wir in der Minderheit sind oder gar nicht mitreden können. Es sind aber auch Erfahrungen wie das Älter-Werden selber, ein Prozess, dem man ausgesetzt ist. Es sind

Vorstellungen, betreut werden zu müssen und dann von anderen abhängig zu sein – und doch integer bleiben zu wollen.

Das Bewusstwerden hilft, eigene Gefühle und Erfahrungen ernst zu nehmen, die eigene Ohnmacht zu durchschauen und über die vielfältigen Gefühle von Abhängigkeiten zu reden lernen, um just in diesem Austausch die Integrität zu bewahren. Indem ich von mir ausgehe und Integrität der Rede wert finde, kann ich mit anderen klären: wie bleibe ich, wie bleiben wir in diesen komplexen Verhältnissen integer?

Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit...

... und mit folgenden Fragen möchte ich gerne **in die Diskussion** überleiten:

- Wie erlebte ich den Weg von der Selbstlosigkeit zur Selbstbestimmung?
- Was gefällt mir an meiner Emanzipation?
- Und: was macht Selbstbestimmung so attraktiv? Und Abhängigkeit so verachtenswert?
- Was stört mich an Abhängigkeiten? Gibt es Abhängigkeiten, die ich wohltuend erlebt habe und/oder erlebe?
- Wo fühle ich mich integer?
- Wann fühle ich mich integer?
- Habe ich eigene Erfahrungen zu diesen drei Formen der Integrität, nämlich: Integrität-Haben, Integrität-Erfüllen und Integrität-Erhalten?
- Was brauche ich, um mich in einer Abhängigkeit integer zu fühlen?
- Wie halte ich es mit der Integrität-in-Abhängigkeiten?
- Welche Ingredienzien haben Sie für Ihr Verständnis von Integrität-in-Abhängigkeitsverhältnissen?

#### **Literatur:**

- Conradi, Elisabeth: Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit, Frankfurt 2001.
- Diotima (Hg.): Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen, Königstein/Taunus 1999.
- Diotima (Hg.): Macht und Politik sind nicht dasselbe. Sulzbach/Taunus 2012.
- Gilligan, Carol: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frauen, München 1984.
- Hangartner, Li/Schmuckli, Lisa: Das Andere der Politik, in: Neue Wege 5/2015, S. 148-152.
- Knecht, Ursula und andere (Hg.): ABC des guten Lebens, Rüsselsheim 2012.
- Muraro, Luisa: Von sich selbst ausgehen und sich nicht finden lassen, in: Diotima (Hg.): Die Welt zur Welt bringen. Königstein/Taunus 1999, S. 18-38.
- Muraro, Luisa: Die symbolische Ordnung der Mutter, Rüsselsheim 2006.
- Muraro, Luisa: Nicht alles lässt sich lehren, Rüsselsheim 2015.
- Praetorius, Ina: Wirtschaft ist Care. Oder: Die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen, Berlin 2015/Heinrich Böll Stiftung Band 16.
- Praetorius, Ina (Hg.): Sich in Beziehung setzen. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit, Königstein/Taunus 2005.
- Schmuckli, Lisa: Hautnah. Körperbilder – Körpergeschichten. Philosophische Zugänge zur Metamorphose, Königstein/Taunus 2001.
- Dies.: Eigenwillige Abhängigkeiten – oder: trotzdem unabhängig?, in: Neue Wege 12/2015, Zürich, S. 358-365.
- Shklar, Judith: Der Liberalismus der Furcht, Berlin 2013.
- Weisshaupt, Brigitte: Selbstlosigkeit und Wissen, in: Conrad, Judith/Konnertz, Ursula (Hg.): Weiblichkeit in der Moderne. Ansätze feministischer Vernunftkritik, Tübingen 1986, S. 21-39.
- Dies.: Schatten über der Vernunft, in: Nagl-Docekal, Herta (Hg.): Feministische Philosophie, Wien/München 1990, 136-157.
- Welch, Sharon: Gemeinschaften des Widerstandes und der Solidarität. Eine feministische Theologie der Befreiung, Freiburg 1988.
- Zamboni, Chiara: Denken in Präsenz. Gespräche, Orte, Improvisationen. Rüsselsheim 2013.